

Vom Stamme der Nieseln

Roman aus der Gegenwart von Philipp Weges.

(16. Fortsetzung.)

„Mir ist es recht. Wir haben auch nicht viel Zeit. Was meinst du, Regine?“

Regine hatte sich schon erhoben. „Ich bin mit dabei.“

Ladenburg und Regine schlüpfen in ihre Pelze. Der Hegemeister zog die dicke grüne Jacke an, entzündete umständlich sein Pfeifchen, nahm den Stod in die Hand und klopfte ein paar mal an die Fensterscheiben der niedrigen Stube. Da antwortete es drinnen mit tiefem Geplätsch.

„Das ist ‚Gäsar‘, der wartet schon draußen“, sagte der Alte.

Vor der Tür, die am Hinterhaus direkt auf die Straße führte, stand, als der Hegemeister mit seinen Gästen hinaustrat, ein großer brauner Hüterhund, der jetzt in weiten Sprüngen querfeldein davonjogte. Drüben, in der Abenddämmerung, eine kleine Vierstunde Weges entfernt, stand gleich einer weißen Mauer der Forst. Durch die frische kalte Luft schritten die beiden Männer und das Mädchen über die durschnittenen Pelze, auf denen sich weit und breit nichts regte. Ein tiefer Friede lagerte über der Winterlandschaft und ließ nicht ahnen, daß an beiden Enden des Reichs, jenseits der Grenzen, so viel Unheil flüchtete und so unendlich Jammer gequälte wurde. Ladenburg schritt aufrecht und kraftvoll dahin, von der Verbundung, die er mit heimgebracht, war ihm nichts mehr angefallen.

Als man am Rande des Gehäuses angekommen war, ließ der Förster seinen Stod in den Schnee und der Hund legte sich gefesselt neben dem Stod nieder. Hier würde er ausfahren, bis sein Herr zurückkehrte oder ihn abrief, und noch demjenigen, der es gewagt hätte, den Stod zu berühren!

Der Hegemeister trat mit seinen Gästen in den dunklen Forst ein. Da war es wieder, das seltsame Bild aus der Anabasiszeit. Ladenburg sah umher, während die Gesellschaft schweigend voranschritt, und es beschlich ihn wieder jene romantische Stimmung, an die er sich so gut erinnerte. Der Hegemeister schritt voran, ihm folgte Regine, und der Förster bildete die Nachhut. Draußen, jenseits des Forstes, wehte noch die Dämmerung, hier drinnen breitete sich schon das Dunkel aus, das nur der glühende Schnee ein wenig erhelle. Ringsumher tiefe Stille, der Wind hatte sich gelegt, wie so häufig vor dem Sonnenuntergang. Da trachtete es links und rechts im Geäst, düre Zweige brachen ab, und ein tiefes Schnaufen wurde gehört. Die Schwarzkittel waren schon da und bildeten eine unsichere Begleitung. Als und zu sah man eines der Tiere unendlich und gepenlich im Halbdunkel aufhauen und so gleich wieder verschwinden. Endlich erreichte man einen freien Platz, auf dem ein Häuschen mit einer vorgebauten Kegel stand. Hier nahmen die Gäste Platz, während der Förster mit dem Futter auf den Platz hinaustrat. Jetzt brachen die Säue von allen Seiten aus dem Dickicht und streben auf den Hegemeister zu, man sah zorn und vertraut, andere mit lüchlichen Seitenblicken auf den beiden Knäpeln, den der Förster man neben sich auf den Schnee gesteckt hatte.

„Weißt du, was ich jetzt denke?“ fragte Ladenburg seine Waise.

„Ich sehe“, antwortete Regine, „ob ich deine Gedanken erraten kann. Ich will dir sagen, was ich denke; vielleicht sind unsere Gedanken denselben Weg genommen.“

„Nun bin ich wirklich besorgt.“

„Ich denke: ach, möchte doch der Kaiser recht bald wieder zur Jagd erscheinen, denn dann wird der Friede wieder bei uns eingeleitet sein.“

Ladenburg sah Regine lächelnd an. „Auf mein Wort, Waise, du hast es erraten, denn dieser Wunsch war auch in mir aufgeflogen.“

„Gäsar“ bewachte noch den Stod seines Herrn, als die Gesellschaft zurückkehrte. Jetzt war es auch draußen dunkel geworden, und die Sterne glitzerten am Himmel. Vor der Tür des Forsthäuses bestiegen Hans Ladenburg und Regine die Fuhrerwagen, und der Schlichter glitt schellenläutend in die Nacht hinaus. Gleich zwei großen glänzenden Augen leuchteten die Seitenlinsen und warfen ihre Lichtkegel weit voran über die Landstraße.

„Noch wenige Woche, und ich gehe wieder ins Feld“, sagte Ladenburg. „So gern ich in der Heimat bin, meine Ungebild, wieder an die Front zu kommen, wächst mit jedem Tage. Kannst du das verstehen, Regine?“

„Wär ich ein Mann, ich würde sicherlich nicht anders fühlen. Aber ich bin eine Frau, Hans, und ich kann nicht ohne Schreden an den Wäldchen denken. Du gehst nun wieder hinaus, wo die Ägeln fliegen und die Granaten plagen, wo der

Tob unendliche Ernte hält und dich uns entziehen kann. Dein Vater und deine Mutter sind heilighafte Naturen, die das Unvermeidliche, wie der Dichter sagt, mit Würde tragen. Ich bin anders beschaffen und kann nur mit Angst daran denken, daß du wieder ins Feld mußt.“

„Hast du mich so gern, Regine?“ fragte Ladenburg weich.

„Du weißt es, Hans.“

„Du hast recht, ich weiß es. Als ich krank und in Schmerzen lag, warst du mir wie ein hilfreicher Engel, so voll Trost und Milde. Das kann ich dir nie danken.“

„Sprich doch nicht so“, meinte Regine ab. Mutter und ich, wir waren doch keine natürlichen Pflegerinnen, und du“, sagte Regine lächelnd hinzu, „warst wieder der große Junge, der in den Ferien nach Hause gekommen war.“

„Regine, ich hab' dich gern“, sagte Ladenburg, „und in den langen Tagen der Genesung habe ich mich immer wieder im Geiste mit deiner Zukunft beschäftigt. Du bist geschäftig, den besten Mann zu beglücken, und verdienst selbst von dem besten Mann beglückt zu werden. Du hast, ich weiß es von Mutter, alle Anträge ausgeglichen. Warum heiratest du nicht?“

„Ich werde nicht heiraten“, sagte Regine leise und schmeigte sich unwillkürlich an den Begleiter.

„Da können wir ja zusammen haushalten“, scherzte Ladenburg. „Mir ist das Heiraten auch verhasst. Aber um dich wär's schade, Wädel, wenn du nicht meine Waise wärest, wer weiß, ob ich mich nicht schon als Junge in dich vergafft hätte. Du warst mir aber immer wie ein Schwesterchen, und so ist es noch heute.“

„Wahrscheinlich ist das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Offizier auf.“

Auf seinem Zimmer fand Ladenburg einen am Nachmittag angekommenen Brief aus Hamburg vor. Kramer bat dringend um den Besuch des Freundes. Mit beweglichen Worten wies er auf jene körperliche Unfähigkeit hin, zu reisen, sonst würde er selbst in die Altmark gekommen sein, um den Kameraden wiederzusehen; denn er bedürfte dieses Trostes in seinem Leid. Ladenburg durfte auf keinen Fall wieder ins Feld rücken, ohne dem Freunde noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Am besten wäre es, er käme gleich und geise sein Kommen durch ein Telegramm an.

Diese Einladung war nicht die erste, die Ladenburg erhalten hatte, aber seine vor so bringend gewesen. Es schien, als bedürfte der Kamerad wirklich seiner. Mit dem Wunsch, das Verlangen des armen Kameraden der jetzt auf immer an die Scholle gefesselt war, zu erfüllen, verband sich die Furcht, Estella wiederzusehen, was vielleicht unvermeidlich war.

„Ihm graute vor der Komödie, ihr als ein Fremder entgegenzutreten zu sollen. Schon der Gedanke, sie an der Seite Kramers zu sehen, zerrt ihm das Herz, und er fürchte, daß er die Freundschaft für den Kameraden vielleicht nicht würde aufrechterhalten können.“

Mit widerstrebenden Empfindungen begab Ladenburg sich zur Abendmahlzeit in das Erdgeschloß des Hauses. Hier fand er neben den Eltern und Regine auch Fritz Florischütz, der in stichlicher Verlegenheit vor dem Landrat stand.

Auch Florischütz befand sich in der selbigen Uniform eines Unteroffiziers der Infanterie. Auch er war schon seit Beginn des Krieges draußen gewesen, hatte die große Rufenerklärung mitgemacht, war mit dem Heer in Polen vorgezogen und jetzt, nicht nur unverwundet, sondern gesund und frisch, ohne vorherige Anklündigung heimgekehrt. Man hatte ihn, dem nicht das geringste fehlte, zum Sturmen seiner Herrschaft einen vierzehntägigen Urlaub bewilligt.

„Gut, daß du kommst“, rief der Landrat seinem Sohn entgegen. „Sieh dir einmal diesen Unteroffizier genau an. Der Fuchs ist soeben zum Vortritt herausgekommen. Wir wissen jetzt, weshalb er Urlaub genommen hat. Was meinst du, Hans? Heiratet will der Mensch.“

Hans trat näher und beschah sich den stammstehenden Unteroffizier. „Laß dich, Junge“, sagte er. „Ist es wirklich die Engländerin da unten in Hamburg?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

„Ach Unfinn, zu Befehl. Auf Befehl heiratet man nicht. Laß mal die Subordination weg und rede wie ein Mensch. Hast ihr also wirklich zusammengehoben?“

„Ja, Herr Oberleutnant, das haben wir, und daß ich mich mit dem Mädchen jetzt triegstrauen lasse, ist notwendig geworden.“

Der Landrat sah hoch auf. „Eine Engländerin — und notwendig geworden? Junge, wie soll ich das verstehen?“

„Frei“, sagte er. „Und ihr andern braucht gar nicht so entsetzt dreinschauen. Mit der Engländerin, das hat seine Wichtigkeit, es ist aber ein liebes und nettes Geschöpf. Und was die Notwendigkeit anbelangt, das wird wohl mehr eine harmlose Nebenfigur unteres Hofschicks sein.“

„Herr Oberleutnant wissen“, begann der Waise, „daß wir uns jetzt seitdem immer Briefe geschrieben haben, seitdem wir von der großen Kasse zurückgekommen sind. Wir mochten uns eben zu jern leiden. Als der Krieg ausbrach und Ellen von ihrer Herrschaft nach Hause geschickt werden sollte, hat sie sich joweitigt, nach England zu reisen, und hat es durchgesetzt, in Hamburg zu bleiben.“

„Deinetwegen natürlich.“

„Dann, Herr Oberleutnant. Es ging ja auch alles gut. Als dann aber die Engländer dann auf angingen, unsere Landsleute einzusperren, wurden auch die Engländer bei uns in Deutschland eingesperrt und die Sache ward für Ellen sehr ungemütlich.“

„Wieso? Frauen sind doch nicht in die Lager gebracht worden.“

„Ne, das nicht. Aber sie wurden doch so gezwungen. Ellen muß jeden Tag aus Polizeibureau laufen und sich da einem Beamten zeigen, abends um acht muß sie zu Hause sein und darf nicht mehr vor die Haustüre. Die Stadt darf sie nicht verlassen, den Hofen und die Umgegend darf sie nicht betreten — kurz, sie muß leben wie eine Gefangene.“

„Ja, mein lieber Sohn“, meinte der Landrat, „daran wirst du auch schließlich etwas ändern können. Das durch Begünstigungsmöglichkeiten, die durchgeführt werden müssen.“

Der Unteroffizier machte vor dem Landrat Front und lächelte pfiffig. „Darf ich mir erlauben, dem Herrn Landrat zu widersprechen?“

„Wieso?“

„Zu Befehl, Herr Landrat, ich kann's ändern.“

„Willst du mir Rätsel aufgeben? Na, mein Junge, dann schief man los.“

„Ich heirate das Mädchen, dann wird sie eine deutsche Frau und braucht sich nicht mehr auf dem Polizeibureau herumzudrücken.“

Der Landrat schlug sich vor die Stirne. „Weiß Gott, der Bengel hat recht. Das Ei des Kolumbus. Daß mir diese Lösung nicht gleich eingefallen ist — und sie liegt so nahe. Du wirst dich also mit deinem Mädchen kriegstragen lassen?“

„Dann, Herr Landrat. Dazu habe ich Urlaub genommen, und nachher gehe ich wieder ins Feld. Und nicht nur zu meiner Heiratung bitte ich um die Genehmigung des Herrn Landrat, auch um die Erlaubnis, meine Frau hierher bringen zu dürfen.“

Fritz Florischütz holte tief Atem. So, nun war es heraus. Der Landrat gab dem Waise die Hand. „Wir kennen dich als einen ehrlichen Menschen, Fritz, die Sache wird sich, denke ich, machen lassen. Mein Sohn soll mir Auskunft über das Mädchen geben, und wenn alles seine Wichtigkeit hat, woran ich gar nicht zweifle, werden auch meine Frau und Regine nichts dagegen haben, daß dir dein Wunsch erfüllt wird. Morgen früh gebe ich dir Befehl und dann kannst du mit Gott reisen. An einem Zuschuß, du verstehst mich schon, soll's auch nicht fehlen.“

Der Waise wollte dem alten Herrn die Hand küssen, aber er ließ es nicht zu und verwies ihn an die Landstraße.

Während der Mahlzeit erzählte Ladenburg den Seinen kurz, auf welche Weise Florischütz die Dame seines Herzens kennengelernt habe. Aber seine Gedanken schweiften fortwährend ab; der Brief, den er in der Brusttasche trug, schien ihn wie Feuer zu brennen. Nach der Mahlzeit hat Ladenburg den alten Herrn in die Bibliothek und reichte ihm schweigend den Brief aus Hamburg hin. Der Landrat las und schüttelte den Kopf.

„Wenn du einen Rat von mir begehrt, mein Sohn, dann sage ich: laß deinen Kameraden nicht im Stich und reise. Der Vermittler scheint von Herzen nach dir zu verlangen.“

„Das ist auch meine Empfindung. Aber —“

„Du brauchst mir nichts auseinanderzusetzen. Ein peinliches Gefühl beschleicht dich bei dem Gedanken, das Mädchen, das du aufgeben mußt, wiederzusehen — wiederzusehen als Braut deines Freundes. Darüber mußt du hinweg. Absagen kannst du nicht. Der Mann ist an deiner Seite zum Krüppel geschossen worden — Mittel über ihn! Und dann, mein Sohn, willst du dieser Frau dein ganzes Leben lang aus dem Wege gehen? Warum? Du hast dir nichts vorzuzulassen, hast gelobt, was Ehre und Pflicht erforderten. Also sage ich auch zu dir: Reize mit Gott.“

„Diesen Weg muß ich gehen. Und dann wieder hinaus ins Feld.“

Während der Landrat zu den Frauen zurückkehrte, entwarf Ladenburg ein Telegramm nach Hamburg. „Reise folge, Ankunft unbekannt.“ lautete kurz und bündig der Inhalt.

8. Kapitel.

Mit gemischten Gefühlen betrat Ladenburg den Boden der alten Hofkapelle. Als er aus dem Bahnhofsport trat, wurde ihm ein Augenblick noch ums Herz, und er begann schon zu bereuen, daß er dem Rufe des Freundes gefolgt war. Aber gewohnt, dem Unternehmlichen mit Ruhe ins Auge zu sehen, kämpfte er das Gefühl der Schwäche rasch nieder: „Hier war es“, dachte er, als er über den freien Platz nach dem Hotel schritt, „wo du sie zuletzt gesehen hast.“ Die Bilder der Erinnerung fanden wieder klar vor seiner Seele. Still und traurig stand Estella zuletzt vor ihm, die großen schönen Augen voll von stummen Fragen an das unbegreifliche Schicksal. Ringsum flatterten damals die Fahnen. Der Sturm auf Büttich hatte begonnen. Wie viele große und schwere Ereignisse lagen zwischen jenem Augenblicke und dem heutigen! Wieviel Gewalttaten hatte er seitdem erlebt! Gewissen an diesen Ereignissen, schien der Tag des Abschieds schon weit in die Vergangenheit gerückt. Aber jetzt vor jeder Minute, die er mit Schmerz durchkostet hatte, wieder frisch in seinem Gedächtnis.

Um Mittag betrug Ladenburg vor seinem Hotel ein Auto und fuhr nach dem Kremlauer-Krankenhaus. Nachdem die Formalitäten im Bureau erledigt waren, schritt der Kapitän langsam und voll innerer Anstrengung die Treppe empor nach dem ersten Stod. Wie trug der Kamerad sein namenloses Unglück? Denn auf Stimmungen von Briefen konnte man sich nicht verlassen. Oben suchte Ladenburg nach der Nummer der Krankstube. Da trat ihm eine zierliche Krankenschwester entgegen und fragte, ob er der Oberleutnant Ladenburg sei.

Der Offizier mehrte das hübsche junge Mädchen mit großer Teilnahme und sprach dann lächelnd: „Und darf ich dagegen fragen, ob Sie die Schwester Käthe sind?“

Die Schwester erwiderte ein wenig. „Ich bin die Schwester Käthe, Herr Oberleutnant, aber ich wundere mich darüber, daß Sie mich kennen.“

„Es ist kein Wunder dabei“, erwiderte Ladenburg und freckte dem jungen Mädchen die Hand hin, „mein Freund Kramer hat mir schon viel von seiner lebenswürdigen Pflegerin und Freundin Käthe erzählt geschrieben. Und ich sehe jetzt, er hat noch sehr zurückhaltend berichtet.“

Käthe wurde lächelnd ab. „Um mir das zu sagen, sind Sie gewiß nicht den weiten Weg nach Hamburg gekommen.“

„Sie haben recht, liebes Kind“, sagte Ladenburg ernst. „Sie wissen, ich komme, um meinen kranken Kameraden zu besuchen, ehe ich wieder ins Feld rücke. Werden Sie die Güte haben, ihn auf mein Erscheinen vorzubereiten?“

„Das wird kaum nötig sein. Es geht ihm recht gut, und in den beiden letzten Tagen hat er kaum von etwas anderem gesprochen, als von Ihrem Besuch.“

Die Schwester ging voran und öffnete leise die Tür des Krankenzimmers. „Es kommt der so sehnsüchtig erwartete Ihre Besuch“, rief sie.

Kramer, der mit einem Buch auf seinem Ruhestuhl gesessen hatte, schaute sich mit beiden Händen auf Bett und erhob sich, so rasch er konnte. Für den Bruchteil einer Sekunde spiegelte sich im Auge Ladenburgs das Bild des Jammers, wie der Freund, sich mit der Rechten auf die Lehne des Ruhestuhls stützend, auf dem einen, aber verbliebenen Beine das Band, das um eilte er auf Kramer zu und die beiden Männer hielten sich umschlungen.

„Lieber alter Junge“, sagte Ladenburg voll Herzlichkeit, „wie gut, daß wir noch da sind und es erleben, daß die Unfragen unaufhaltsam von Sieg zu Sieg führen. Als ich Sie das letzte mal sah, lagen Sie in tiefer Ohnmacht in einem schmuggigen Graben vor Antwerpen, während über uns der Geschüßdonner durch die Luft tollte. Weiß Gott, ich dachte damals nicht, Sie jemals lebend wiederzusehen.“

Kramer ließ sich schwer auf Bett nieder, den Freund mit sich ziehend und ohne seine Hand zu lassen. „Wie finden Sie mich wieder, Ladenburg? Ist es nicht zum Verzweifeln? Ein großer, starker Mensch wie ich und so zum Krüppel geschossen!“

„Aber treten Sie nicht“, sagte Ladenburg, seinen Trost in Heiterkeit flehend, „ein großer, starker Mensch sind Sie immer noch, und auch Ihre Schönheit hat nicht gelitten. Wie andere Leute falsche Zähne oder eine Brille oder ein Bruchband tragen müssen, so werden Sie mit einem künstlichen Bein durchs Leben wandern. Und dieses künstliche Bein wird ein heiliges Ehrenzeichen sein, während falsche Zähne es nicht sind.“

„In Ihren Worten liegt etwas Wahres, Ladenburg. Was es aber auch sei, die Notwendigkeit zwingt mich, gute Wiene zu bösen Spiel zu machen. Ich habe mich auch mit mei-

nem Schicksal ausgeföhnt. Der eine Gedanke nur ist mir unerträglich, daß ich nicht wieder an die Front kam. Damit ist es aus. Nun aber zu Ihnen, lieber Freund. Ich brauche wohl gar nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, da ich Sie in aller Frische vor mir sehe.“

„Meine Wunde ist völlig ausgeheilt. In kurzer Zeit werde ich wieder felddienlich sein.“

Kramer wandte sich an die Schwester, die an der Tür stehen geblieben war. „Bitte, liebe Käthe“, sagte er, „stell' uns eine Flasche Wein und zwei Gläser hier auf das Tischchen, reiche auch die Zigaretten herüber und das Feuerzeug, und dann, wenn du so gut sein willst, besorge den kleinen Aufstrich, den ich dir gab.“

Käthe tat, wie ihr befohlen, und eilte hinaus. Unten in der Schreibstube telefonierte sie an den Konf. Als die beiden Männer allein waren, schenkte Kramer ein, reichte dem Freund die Zigaretten und bat ihn, einen Stuhl heranzurücken.

„Ladenburg, ich muß Ihnen danken“, sagte er, „daß ich mich herzlich freue, Sie hier zu haben.“

„Auch ich bin froh, daß wir uns endlich wiedersehen und Erinnerungen austauschen können. Wir beiden haben das höchste und das Schwerkste miteinander erlebt.“

Kramer griff noch einmal nach der Hand des Kameraden und sah ihm fest in die Augen. „Ladenburg, wir beiden stehen einander ja näher, als Sie sich zu dem Entschlusse, ich bis vor wenigen Tagen geahnt habe.“

Der Gast wollte dem Freunde die Hand entziehen, aber dieser hielt sie fest. „Lassen Sie uns miteinander sprechen wie Brüder. Ich weiß jetzt alles. Eine seltsame, geheimnisvolle Freundschaft hat uns zusammengeführt. In der Erinnerung habe ich jeden Tag unseres Zusammenlebens im selben wieder an mir vorüberziehen lassen. Als wir einander zuerst begegneten, mußten Sie sicherlich nicht, in welchem Verhältnis wir uns befanden. Erst an jenem Abend, als wir mit dem Afrikaerenden — Sie erinnern sich doch — vor hier, ich glaube, es war in dem Kadettlager zu Putte, zusammentrafen, erwiderte Sie aus dem Geßraß, daß ich der Verlobte des Mädchens sei, das Sie lieben.“

Ladenburg schüttelte den Kopf. „Was soll daraus werden, Kramer?“ sagte er gequält. „Gäthe ist ein dieses Gespräch vorher genutzt, ich wäre nicht nach Hamburg gekommen. Wär es einen Jued, es fortzuziehen.“

„Es hat einen Jued. Hören Sie mich an. Da draußen habe ich Sie als einen ganzen Mann und Heiden kennen gelernt. Sie hatten schon mein ganzes Vertrauen, aber seitdem ich erfahren habe, daß Sie es sind, den Estella auf ihrer Reise lieben lernte, ist es, wenn das möglich wäre, noch gewachsen. Durch mich verloren Sie das Weib, das Sie liebten. Sie haben jede Feindseligkeit, die doch in Ihnen aufgetaucht sein mußte, niedergelagert und sind mit ein treuer Freund geblieben.“

„Nicht weiter, Kamerad“, sagte Ladenburg. „Sie reihen nur alte Lunden auf. Auch ich kann, wie Sie, sagen, ich habe mich mit meinem Schicksal ausgeföhnt.“

„Es nützt nichts, Sie müssen mich zu Ende kommen lassen. Alles, was ich zu sagen habe, können Sie ohne Scheu anhören. Sie haben gehandelt wie ein Ehrenmann. Wir haben einander beide nichts vorzuziehen. Wäre ich aber früher über die tiefe Neigung Estellas zu Ihnen und über Sie selbst, dem diese Neigung galt, besser unterrichtet gewesen, ich hätte mich nicht mit Estella verlobt, trotzdem mich der Verzicht damals einen harten Kampf gekostet hätte. Nun hören Sie, lieber Kamerad, wie es mir ergeht. Estella war meine erste Jugendliebe, aber ich kann mich nicht rühmen, daß sie mir eine nur annähernd gleiche Neigung entgegengebracht hätte. Gehe ich ins Feld, so hätte ich sie nicht ohne Kampf und Schmerz aufgegeben. Aber ein anderer bin ich zurückgekommen. Die Welt erscheint mir in anderem Lichte, seitdem ich keine Ansprüche mehr an sie machen kann. Noch ehe ich wußte, wer der Herrgottswaise Estella ist, hatte ich den Entschluß gefaßt, ihr die Freiheit zurückzugeben. Ich fürchte mich nicht, mehr berechtigt, sie an mich zu fesseln. Estella hat aber den Gedanken, sich von mir zu trennen, weit von sich gewiesen.“

„Und mit Recht“, sagte Ladenburg. „Ja, ja, ich tenne auch“, erwiderte Kramer mit einem wehmütigen Lächeln, „ihre Würde geht jetzt lieber selbst opern, als mir, der ich nun ein Krüppel bin, einen Schmerz zuzufügen. Vielleicht hätte ich Estellas Opfer doch angenommen. Seitdem ich aber weiß, wen sie liebt, ist mein Entschluß unwiderruflich. Ladenburg, ich gehe Ihnen mein Wort, ich kann Estella jetzt gar nicht mehr heiraten. Es ist unmöglich. Sie gehört Ihnen.“

Ladenburg sah da wie in einem Traum. Er wagte es noch nicht, an das Glück, das sich ihm näherte, zu glauben. Es schien ihm, als dürfe er die dargebotene Hand des Freundes nicht ergreifen. Die Wendung traf ihn so unvorbereitet, daß er sich noch

nicht mit ihr auseinanderzusetzen vermochte.

Als Ladenburg mit einer Antwort zögerte, fuhr Kramer fort: „Sie müssen ganz klar sehen. Hier ist mirgenens eine Schuld, auch nicht auf der Seite des Konfals, Estellas Vater. Sie müssen wissen, daß ich im Hause Martins von Jugend auf fast die Stellung eines Sohnes einnahm. Der Konfal liebt mich wie ich ihn, er hat es nicht begreifen können, daß Estella Glück an einer anderen Stelle gesucht werden könne als bei mir. Estella hatte umsonst versucht, den Vater umzustimmen; es war ihr unmöglich, ihm zu trogen. Alles das habe ich damals nicht gewußt, aber ich weiß es jetzt. Ladenburg, ich bin zu Ende. Sie sehen es jetzt selbst, Estella ist wieder frei. Oder glauben Sie wirklich, ich würde sie jetzt, wo ich über dieses ganze Drama unterrichtet bin, noch an mich fesseln wollen? Ich möchte ja ein barbar sein — und die Franzosen hätten recht mit ihrer Behauptung, daß wir Deutschen Barbaren sind.“

Ladenburg holte tief Atem und schüttelte wiederholt den Kopf. „Darauf war ich nicht vorbereitet“, sagte er. „Ich sehe hier wie ein Junge, der nichts zu erwidern weiß. Kramer, was sind Sie für ein Mensch! Ich habe draußen Ihren Gedenkmüt bewundert, jetzt sehe ich, daß der Adel Ihrer Gesinnung Ihrer Tapferkeit gleich ist. Nun denn, ich begreife, daß Sie sich zu dem Entschlusse, Estella die Freiheit wiederzugeben, durchgerungen haben. Aber — das begreifen wir ganz — was wird sie selbst dazu sagen?“

Kramer lächelte. „Stich können wir Sie fragen. Da — ich höre ihre Stimme draußen auf dem Gange.“

Ladenburg erhob sich, ein wenig befürzt, aber noch eher zurücktreten konnte, trat Estella in die Stube. Sie stand wie erstarrt, als sie den Gesalbten erblickte. Ihre Sicherheit hatte sie so ganz verlassen, daß sie umsonst nach Haltung und Fassung suchte. Ihr Stolz sträubte sich mit Gewalt dagegen, Kramer eine Komödie vorzuspielen und den Gast scheinbar nicht zu kennen, ihr weiblicher Instinkt rante ihr hinwiederum zu, daß sie unbesonnen erscheinen müße. Aber Kramer riß sie schnell aus allen Zweifeln.

„Erzähl nicht, Estella“, rief er ihr entgegen, „deinen Freund hier bei mir zu sehen. Die Freiheit, die ich dir angeboten habe, hast du zurückgewiesen. Vielleicht nimmst du sie jetzt an, wenn ich dir zugleich auch den Geliebten zurückgebe.“

Estella stürzte auf Kramer zu und warf sich mit einem Aufschrei vor seinem Lager in die Arme, ihren Kopf in die Arme betend. Ein stummendes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Alles, was an Leid auf sie eingestürzt war, wenn sie in stillen Stunden mit sich selbst gerungen hatte, lehrte noch einmal zurück und ergoß sich in die große Freiheit, die ihre strahlenden Tore so jäh geöffnet hatte. Lust und Trauer stritten miteinander. Ihr war, als ob sie jetzt erblände, den edlen Dulder zu lieben.

Als sie den Kopf erhob, sah sie die Augen beider Männer voll Barmherzigkeit auf sich gerichtet. Sie begriff, daß ein Festhalten an Kramer, ihrem Verlobten, jetzt nicht mehr möglich sei. Aber das Mitleid mit ihm floß in ihrem Herzen über.

„Wie kann ich dich verlassen, Karl“, sagte sie, „jetzt, wo —“

Kramer unterbrach sie. „Sorge dich nicht um mich, Estella, es ist alles bedacht und beschloffen. Du trankst mich, wenn du mich bemitleiden willst, denn dessen bedarf es nicht. Ich tue, was ich muß. Behalte mich lieb. Du wollest mir, als ich um dich war, eine Schwester sein. Sei es jetzt. Dann bleibe du in meinem Herzen, auch wenn du mit meinem Freunde in seine Heimat ziehst.“

Estella erhob sich und umarmte Kramer unter Tränen. Dann reichte sie Ladenburg die Hand, die dieser innig drückte. Beide bewangenen ihre Herzen, um die Empfindungen Kramers zu schonen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Warnung.

In einer Badeanstalt hatten sich der Reiche noch einige Badegäste selbst entleert. Der Badehausbesitzer, darüber äußerst aufgebracht, ließ an Eingänge eine große Tafel mit folgender Inschrift anbringen:

Sei b i s b e r n .
ist der Eintritt aus das Strenge unterfragt!

Eine Warnung.

In einer Badeanstalt hatten sich der Reiche noch einige Badegäste selbst entleert. Der Badehausbesitzer, darüber äußerst aufgebracht, ließ an Eingänge eine große Tafel mit folgender Inschrift anbringen:

Sei b i s b e r n .
ist der Eintritt aus das Strenge unterfragt!

Eine Warnung.

In einer Badeanstalt hatten sich der Reiche noch einige Badegäste selbst entleert. Der Badehausbesitzer, darüber äußerst aufgebracht, ließ an Eingänge eine große Tafel mit folgender Inschrift anbringen: